

dot
books

ROLAND
MUELLER



Der Clan des
Greifen

Staffel I ✦ Dritter Roman

einen noch in der anderen Richtung. Er hatte ein paar Bissen gegessen, wobei er sich beinahe schäbig vorkam, das wenige, was sie sich für unterwegs mitgenommen hatten, allein zu verzehren. So saß er unter dem Baum und dachte nach. Warum wollte sie zurück? Und das ohne seine Begleitung? Eine Frau ritt nicht alleine ohne männlichen Schutz und eine Frau wie sie, von Adel, erst recht nicht. Es war einfach zu gefährlich. Bei dem Gedanken daran machte er sich zum wiederholten Mal Vorwürfe, dass er nicht hart genug gewesen war und sie davon abgehalten hatte. Wenn ihr etwas geschieht, dann ... Diesen Gedanken konnte er auch bei mehrmaligem Wiederholen nicht zu Ende bringen.

Ein kühler Wind kam auf. Hagen fröstelte und erhob sich von seinem Platz. Er trat an den Rand der kleinen Lichtung, da, wo kurz dahinter die Landstraße begann, und blickte erneut in die Ferne. Aber in der Richtung, aus der Eleonore kommen musste, blieb es noch immer so einsam wie zuvor. Da hörte er hinter sich ein leises Schnauben. Er wandte sich um. Sein Pferd hatte aufgehört zu grasen und hob nun witternd den Kopf. Mit zwei raschen Schritten war Hagen bei seinem Schwert. Die Waffe in der Hand, sah er sich aufmerksam um. Er musste seine Augen anstrengen, sie zu sehen. Wölfe! Ein nicht eben kleines Rudel strich einen Steinwurf weit entfernt durch den kahlen Herbstwald, der sich, von wenigen lichten Stellen abgesehen, links und rechts der Straße erstreckte. Hagen trat bis an den Stamm der mächtigen Buche zurück und beobachtete das Rudel, wie es sich der Straße näherte. Er wunderte sich, hier so früh um diese Jahreszeit Wölfe zu sehen. Lag im Gebirge schon so viel Schnee, dass sie der Hunger so weit hinunter in die Ebene trieb? Oder hatte sie etwas aufgeschreckt? Jäger zum Beispiel. Während er darüber nachdachte, verschwand das Rudel immer wieder aus seinem Blick, um Augenblicke später erneut aus dem braunroten Unterholz des Herbstwaldes aufzutauchen. Die Tiere überquerten weit vor ihm die Straße und verschwanden dort im undurchdringlichen Wald. Hagen sah noch lange auf die Stelle, bis er sich wieder auf seinem Platz unweit des Baumstamms niederließ. Er legte sich sein Schwert in den Schoß und stocherte dann mit einem Ast in der winzigen Feuerstelle herum. Ein paar Flammen züngelten zaghaft aus der Glut hervor. Mit dem Fuß schob er ein Stück Holz ins Feuer. Dann zog er sich den Mantel enger um die Schultern und schloss die Augen. Nur für einen Moment, sagte er sich, und er erlaubte es sich nur, weil das Pferd wieder ruhig zu fressen begonnen hatte. Ein sicheres Anzeichen dafür, dass im Moment keine Gefahr drohte. Plötzlich musste er an Anton Fugger denken. Wie lange war das her? Er sah das Gesicht des Kaufmanns vor sich, hörte, wie der Mann lachte, erinnerte sich, worüber sie an jenem Abend gesprochen hatten.

»Seit ich sie gesehen habe, muss ich ständig an sie denken.«

»Warum sagt Ihr nicht, welche Gefühle Ihr für sie hegt?«

»Das ist nicht so einfach, wie ich feststellen musste.«

»Manchmal ist man eben einfach feige.«

Er schreckte auf und stellte fest, dass er tatsächlich eingenickt war. Wie lange er geschlafen hatte, konnte er nicht sagen. Ringsum war es bereits dämmrig, und der immer kälter werdende schneidende Wind blies unangenehm. Er fror an den Händen, und als er sich zum Feuer vorbeugte, um sie zu wärmen, sah er sie wieder. Dieses Mal saßen sie in einem weiten Halbkreis um ihn am Rand der Lichtung und starrten ihn an. Ihre gelben Augen leuchteten unheimlich im fahlen Licht des schwindenden Tages. Aber seltsam, er spürte

keine Angst. Er wunderte sich nur. Träume ich?, dachte er. Verstohlen sah er nach allen Seiten und konnte es nicht sagen. Ein kurzer Blick auf sein Pferd half ihm dabei auch nicht weiter, denn das sonst so wachsame Tier stand da und fraß gemächlich vor sich hin. Die Wölfe aber blickten ihn nach wie vor an, und Hagen blieb sitzen, seine rechte Hand am Griff seines Schwerts. Nach einer Weile erhob sich das erste Tier, das zweite tat es ihm nach, dann folgten weitere, bis auch der letzte Wolf wieder auf seinen Läufen stand und keinen Moment lang den Mann mit dem Schwert aus den Augen ließ. Plötzlich, wie auf ein geheimes Signal hin, drehten sich die Tiere um und verschwanden lautlos im Schatten der bevorstehenden Nacht.

»Eleonore ...«, flüsterte er.

Er murmelte ihren Namen noch einige Male, nur um am Ende festzustellen, was er längst wusste: Manchmal war man nur ein Feigling, und noch nie war er sich feiger vorgekommen als in diesem Augenblick.

»Davon darf niemand etwas erfahren, hört ihr? Niemand darf wissen, dass sie sich wieder Geld geborgt hat.«

Wolf blickte seinen Bruder wie auch Lanfred eindringlich an. Der junge Freiherr nickte nur und rieb sich die Kehle. Er war tatsächlich bewusstlos gewesen. Und erst, als Frieder einen vollen Wassersack über ihn ausgeleert hatte, war er wieder zu sich gekommen.

Das kalte Wasser auf seiner Haut spürend, beobachtete er die beiden Brüder, wie sie in dumpfem Brüten über das eben Gehörte dasaßen. Wie sie dann miteinander sprachen, so als ob er gar nicht da wäre, und dabei beschlossen, dem Geldverleiher eine Lektion zu erteilen. Denn wenn nicht sie, wer dann?, meinte Wolf mehr als einmal. Der eigentliche Bewahrer der Tugend ihrer Mutter war ja nicht mehr am Leben. Wolf betonte, dass ihr Vater Herzfeld eigenhändig erschlagen hätte, wäre ihm zu Ohren gekommen, dass dieser Kerl Eleonore einen Handel vorschlug, der sie ja beinahe zur Hure machte. Wobei nicht bewiesen sei, dass sie ihm ihre Gunst tatsächlich geschenkt habe, gab Frieder zu bedenken. Wolf hatte daraufhin seinen Bruder angeschrien, dass es darauf doch gar nicht ankomme. Allein, dass dieser Hundesohn es wagte, eine solche Ungeheuerlichkeit von ihrer Mutter zu fordern, sei Grund genug, ihn zu bestrafen. Lanfred gewann bei dem hitzigen Wortgefecht immer mehr den Eindruck, dass die beiden Brüder sich an Herzfeld rächen wollten. Und er hatte ja gerade am eigenen Leib erfahren, wozu Wolf in der Lage war. Nein, er wollte nicht in der Haut des Mannes stecken, dem diese rasende Wut galt.

Dann schwiegen sie alle. Nur die Vögel zwitscherten scheinbar unverdrossen, und in Lanfreds Ohren klang ihr Lärmen beinahe höhnisch. Als ob sie den Streit genau mit angehört hätten und nicht so recht glauben konnten, was die beiden Grafensöhne vorhatten. Frieder streckte dem jungen Freiherrn die Hand hin und half ihm auf die Beine.

»Geht's wieder?«

Lanfred nickte nur. Wolf warf den beiden einen raschen Blick zu.

»Du hast was gut bei mir, Lanfred.«

Er zupfte sich ein paar Zweige und Gräser von seiner ledernen Weste.

»Herr Graf?«

Auf Lanfreds Worte blickte der noch immer nicht auf.

»Wolf«, antwortete er dann. »So heiÙe ich. Nenn mich ab jetzt bei meinem Namen.«

»Ja, Wolf. Danke.«

»Und jetzt lasst uns aufbrechen.«

Er wandte sich um und verschwand im Wald. Wenig später kehrte er zurück und führte zwei Pferde am Zügel hinter sich her. Auf das eine stieg er auf, während Frieder sein Pferd erst am Hals streichelte, bevor er aufsaÙ. Sie warteten, bis auch Lanfred in den Sattel seines Pferdes gestiegen war. Das dauerte einen Moment, denn der Hengst rollte mit den Augen und tanzelte nervös auf der Stelle, als sein Reiter aufsteigen wollte. Wenig später trabten sie hintereinander durch den Wald. Nach einer Weile erblickten sie zwischen den Bäumen die Mauern des Klosters. Lanfred hielt unwillkürlich den Atem an, weil er damit rechnete, dass Wolf den Weg dorthin einschlagen würde. Doch das tat er nicht. Stattdessen lenkte er sein Pferd tiefer in den Wald hinein. Dort folgten sie einem schmalen Wildpfad, der sie nach Süden führte.

So weitläufig wie zu Hause war der Hof der Burg Weil nicht. Der mächtige Turm, die Häuser des Gesindes und das Hauptgebäude lagen auf einem schmalen Bergkamm. Die Hänge und Berge ringsum waren teilweise genauso hoch wie der eigentliche Burgberg. Warum man hier, an dieser Stelle, ein Haus errichtet hatte, konnte Friederike nicht nachvollziehen. Als Tochter eines Ritters verstand sie genug von Strategie, um zu wissen, dass es sich hier um einen ungünstigen Ort handelte. Andererseits wirkte dieser Hof trotz der Enge irgendwie heimelig und einladend. Wilder Wein rankte sich die steingrauen Mauern hinauf, und das farbenprächtige Spiel des spatherbstlichen Laubs bot einen malerischen Anblick. Das gefiel ihr, so wie ihr auch die dunkelrot und weiÙ gestreiften Fensterläden und die Tore und Türen in den gleichen Farben gefielen. Alles wirkte sauber, und sie dachte daran, wie viele fleiÙige Hände den Hof gefegt, die Läden geputzt und die Stufen der Treppen gescheuert haben mussten.

Die Braut unseres Herrn ist gekommen!

Tatsächlich hatten sich die Burgbewohner versammelt und beobachteten erstaunt, was für ein wunderschönes Mädchen da im Sattel des dunkelgrauen Zelters saÙ. Als Friederike die Kapuze ihres Umhangs abstreifte, den sie statt eines Mantels trug, ging ein Raunen durch die Schar der Wartenden. Gott der Allmächtige meint es gut mit uns!, schienen sie, den Gesichtern nach, zu denken. Er schickt uns einen seiner Engel als Braut für unseren Herrn. Das staunende Schweigen der Menge machte Friederike ein wenig verlegen. Doch da bahnte sich ein kleiner untersetzter, aber kräftiger Mann, ganz in Schwarz gekleidet, einen Weg durch die Gaffer, die ihm bereitwillig Platz machten.

»Gottes Segen Euch zum GruÙe, edles Fräulein.«

Galant verbeugte er sich vor ihr.

»Im Namen meines Herrn begruÙe ich Euch auf der Burg Weil, edle Gräfin.«

»Danke, Herr Witte«, entgegnete Friederike, und der Mann beugte höflich den Kopf.

Dann trat er einen Schritt zurück und blickte sich nach allen Seiten zu den Wartenden um. Er hob beide Hände, und augenblicklich brandete Jubel auf. Die Leute riefen fröhlich durcheinander und schwenkten ihre Mützen. Friederike war gerührt. Was für ein Empfang! Und Wittek, der treue Geselle ihres zukünftigen Gemahls, hatte sie zuerst begrüßt. Das galt als besondere Ehre, wie sie wusste. Nun blickte Wittek zu ihr auf, und seine grauen Augen betrachteten sie ernst. Sie erinnerte sich nicht daran, diesen Mann jemals lächeln gesehen zu haben. Auch jetzt tat er es nicht, aber der Empfang rührte sie trotzdem. So ließ sie es sich gefallen, dass er ihr galant aus dem Sattel half. Aus den Augenwinkeln erkannte sie, wie ein weiterer Mann ihrer Zofe vom Pferd half. Ihre Begleiter, drei Knechte zu Fuß, traten näher und kümmerten sich um die Pferde.

»Erlaubt mir, Euch zu führen«, begann Wittek.

Er deutete durch eine Gasse der Wartenden hin zu einer breiten Treppe, die zu einem doppelflügeligen Tor hinaufführte. Sie schritten die wenigen Stufen nach oben und traten durch das Tor in einen weiteren Innenhof. Er wirkte größer. Wohl deshalb, weil ihn ringsum ein zweigeschossiger Bau vollständig umgab. Die einzelnen Fenster im ersten Geschoss wurden jeweils von hohen steinernen Bögen unterbrochen, um sich so, wie eine Galerie, um die Front des ganzen Gebäudes fortzusetzen. Friederike blieb überrascht stehen. Diese Art Innenhöfe kannte sie aus den Städten in der Lombardei, die sie mit ihrer Familie einige Male bereist hatte. Es entsprach einer neuen Bauweise, die die unnahbar erscheinenden strengen Häuserfronten der Burgen wie auch der Stadthäuser mit ihren bisher üblichen winzigen Fenstern und kleinen Türen auflockerte. Alle Fenster und Läden ringsum waren geöffnet, und überall blickten Frauen und Männer, jung wie alt, auf sie herab. Und als sie an Witteks Arm bis zur Mitte des Innenhofs schritt, ging auf einmal ein Blumenregen auf sie nieder. Dazu lachten und johlten die Leute, und als sie Wittek überrascht anblickte, nickte der ihr freundlich zu.

»Es war der Wunsch der Leute, Euch so zu begrüßen.«

»Das ist sehr ... ich bin ... ich freue mich sehr.«

Sie war tatsächlich verlegen und blickte erneut in die Runde der lachenden, klatschenden und ihr Willkommensworte zurufenden Burgbewohner. Dann winkte sie nach allen Seiten zurück, und das Geschrei wollte daraufhin überhaupt kein Ende mehr nehmen. Wittek aber stand nur da und betrachtete sie. Er hatte die junge Frau bisher nur wenige Male gesehen. Dabei war sie ihm liebreizend vorgekommen. Liebreizend genug für seinen verehrten Herrn. Doch jetzt erst war ihm aufgefallen, wie schön sie wirklich war, und auf einmal konnte er nicht anders, als sie anzulächeln.

Urs hielt inne.

Der Lärm aus dem Hof drang bis in seine Kammer herauf. Tatsächlich war es der Wunsch der Burgbewohner gewesen, die zukünftige Frau des Barons von Weil gebührend zu begrüßen. Er wusste, so zeigten sie ihm ihre Gunst. Sie hatten Blumen geschnitten, sogar in seinem geliebten Garten die letzten Rosen des Jahres geplündert, nur, um sie dann, von den Dornen befreit, hinunter in den Innenhof der Burg werfen zu können. Er lauschte erneut. Wie heftig sein Herz schlug. Endlich war sie da! Hier, auf der Burg! In seinem Haus! Endlich war sie seiner Einladung gefolgt, ihr zukünftiges Heim kennenzulernen. Darüber war er sehr glücklich. Ein letztes Mal betrachtete er sich in dem großen venezianischen Spiegel, für den er ein kleines Vermögen bezahlt hatte. Und noch ein weiteres kleines Vermögen hatte es ihn gekostet, ihn unbeschädigt hier in seine Schlafkammer schaffen und aufstellen zu lassen. Er seufzte und spürte erneut die Unsicherheit seines Herzens. Dieses Gefühl kam wieder und wieder und überfiel ihn in Momenten wie diesen besonders heftig. Ja, seine Liebe war hier, und ja, er hatte diesen Tag so sehr herbeigesehnt. Und ihn insgeheim zugleich gefürchtet. Denn bei allem, was ihr imponieren konnte, blieb er selbst doch, wie er war. Ein Mann, bei dessen Anblick man unwillkürlich zurückwich, bei dem Kinder sich hinter ihren Müttern versteckten und bei dem sich mancher verschämt bekreuzigte. Er lachte bitter bei dem Gedanken, denn er konnte es den Leuten nicht verdenken, wenn sie dies taten. Heimlich zwar, weil Wittek es jedem hier im Hause verboten hatte. Aber sie taten es dennoch. Kein Wunder, bei den zernarbten Zügen seines Gesichts mit dem toten linken Auge, das gnädig von einer Klappe aus schwarzem Samt bedeckt wurde. Nein, er sah nicht aus wie der zukünftige Gemahl der schönsten Frau weit und breit. Doch jeder, der ihn näher kannte, wusste zu sagen: Der Ritter Urs war kein Scheusal, sondern ein Mann mit Würde und mit Gefühlen. Beseelt von dem Wunsch, dieses Wesen dort unten im Hof glücklich zu machen. Nichts anderes wollte er, und dafür war er bereit, alles zu geben. Jawohl, seinen ganzen beeindruckenden Besitz, seinen Titel, sein Geld. Einschließlich dieses kostbaren venezianischen Spiegels! Bei dem Gedanken musste er sogar lachen. Aber nun genug geträumt! Sorgfältig knöpfte er sich die Weste zu, betrachtete sich noch einmal, öffnete dann die beiden obersten Knöpfe wieder. Er war stattlich, schlank, ja, drahtig. Nur, wie sollte er es anstellen, wenn sie ihn das erste Mal sah, so, wie er war? Nackt und ohne Hemd. Das waren Gedanken, die sich zu jenen Zeiten kaum jemand machte. Ein Mann sah eben so aus, wie er von Gott erschaffen worden war. Urs von Weil jedoch machte sich sehr wohl Gedanken darüber. Er war ein Mann, der mehr über derartige Dinge nachdachte als mancher seiner Zeitgenossen.

»Vater, du musst kommen!«

Ulrich blickte in das erhitzte Gesicht seines Jungen. Er war mit dem Pflügen noch nicht fertig und wollte die Arbeit nicht unterbrechen. Zwei Bahnen noch, dann war es für heute genug. Stockfinster war es gewesen, als er am frühen Morgen begonnen hatte. Nach dem Stand der Sonne musste es jetzt bereits Mittag sein. Nur noch zwei Bahnen ...

Der Junge blickte ihn wartend an.